

einen Schauplatz sozialdemokratischer Versammlungen und anarchistischer Zügellosigkeit zu machen. Der akademische Senat mußte außerhalb der Universität beraten, da er hier vor Ueberfallen und Gewalttaten nicht sicher gewesen wäre. Militär und Polizei mußte zu Hilfe gerufen werden, um weiteres Unheil zu verhindern und nötigenfalls die Universität von dem akademischen Mob zu säubern. Schließlich mußte, um dem Skandal ein Ende zu machen, die Schließung der Universität verfügt werden.

Man sollte glauben, die freisinnige Presse, die gegen das Wort Kuegers solchen Lärm schlug, würde in einmütiger Entrüstung gegen die wirkliche Eroberung der Krakauer Universität Protest erheben und ihren ganzen Anhang zum Schutze der bedrohten Lehr- und Lernfreiheit vor einer gewalttätigen Bande auf die Wälle rufen und auf die Missetäter, die sich in so vandalischer Weise an einem Heiligthume der Wissenschaft vergangen haben, Pech und Schwefel regnen lassen. Aber weit gefehlt. Die freisinnige Presse sympathisiert mit den anarchistischen Universitätszerstörern von Krakau. Sie erblickt in den gestrigen Schandzügen einen ganz berechtigten Kampf gegen die „Verkerikalisation“ der Universitäten. Vor kurzem ist nämlich an die Krakauer theologische Fakultät ein christlicher Sozialpolitiker Dr. Zimmermann berufen worden. Das ist die „Verkerikalisation“. Nicht einmal an theologischen Fakultäten will der akademische Mob, der sich „freisinnig“ nennt, katholische Gelehrte dulden. Die akademischen Judenbuben von Krakau haben es gewagt, die Vorlesungen Zimmermanns gewalttätig zu vereiteln, dessen Schüler an dem Besuche der Vorlesungen zu hindern, und als sie dafür vom akademischen Senate zur Rechenschaft gezogen wurden, redeten die Büchschken russisch! Und das findet den Beifall der freisinnigen Presse! Daß die Sozipresse über den Putz der Daszinski-Intelligenz entzündet ist, versteht sich von selbst. Das Band der jüdischen Gemeinbrüderschaft umschlingt wieder einmal Genossen und Freisinnige.

Für den jüdischen Ursprung der Krakauer Universitätsrebellion ist gerade dieses Verhalten der gesamten Judenpresse der Kronzeuge, auch wenn man nicht gesehen hätte, wie sich der Zionist Abgeordnete Groß (Adolf) und andere Juden der Krakauer „Eroberer“ annahmen. Charakteristisch ist auch die Raschheit, mit der die Krakauer „Solidaritätskündgebungen“ in Lemberg, Prag und Wien hervorgerufen sich bemühten und auch erhalten haben. Ueberall waren die Juden die Macher. Die turbulenten jüdischen Studenten sind eben die wahre Universitätsgefahr. Fast die gesamte jüdische Hochschullugend ist mit revolutionären Ideen gefüllt. Das „Russisch-Reden“ ist ihr zur nationalen Leidenschaft geworden. Jahr für Jahr verdichtet sich die sozialdemokratisch-anarchistische Gefahr, die aus dem jüdischen Osten kommt, an unseren Hochschulen. Die Wahrheitsjunker haben dieser Gefahr außerordentlich vorgearbeitet. Damals hat es die liberale Presse verstanden, die Deffentlichkeit an der Nase herumzuführen. Inzwischen konnten die jüdisch-revolutionären Elemente ungehindert den Boden unterwühlen. In Krakau ist der erste Ausbruch erfolgt, die erste Bombe gefast. Aber in Flugblättern, die von jüdischen Studenten heute in Wien verbreitet wurden, wird bereits rückhaltlos zugegeben, daß die Krakauer Ereignisse nur ein Vorbild, nur eine Generalprobe waren.

Die Universitäten Oesterreichs gehen neuen Stürmen

entgegen, die viel gefährlicher sind als jene der Wahrheitsjunker. Damals kommandierte die liberale Phrasie, der liberale Klüngel. Künftig werden die jüdisch-anarchistischen Maulwürfe an die Oberfläche treten. Es ist die höchste Zeit für alle Freunde der akademischen Freiheit und des ungestörten wissenschaftlichen Betriebes, sich gegen den drohenden Sturm zu rüsten.

Kirche und Unterricht.

k Ausgaben der Seelsorge. Deutschland zählte vor 100 Jahren 24 Millionen Menschen. Heute wohnen 69 Millionen in Deutschland, in 40 Jahren werden es vielleicht 100 Millionen sein. Alles geht ins Riesenhafte: Städte, öffentliche Gebäude, Bahnhöfe usw. — Kechnlich geht es auf kirchlichem Gebiete. Gewaltig sind die katholischen Volksmassen in den größeren Städten gewachsen. Die größte Pfarrei in Wien zählt 73 000 Seelen, die größte in München 50 000 Seelen. Das ist allerdings kein wünschenswerter und kein erfreulicher Zustand. Wie ist die Zahl der Katholiken in den einzelnen Diözesen gewachsen! Vor 50 Jahren hatten die größten Diözesen nur 400 000 bis 600 000 Seelen. Jetzt hat die Erzdiözese Köln 2 062 612, die Fürstbischöfe Breslau 2 819 743, Baderborn und Münster weit über eine Million Katholiken. Wie viel Hunderttausende von Katholiken sind in die Diaspora gekommen, wie schnell haben sich an Hunderten und Aberhunderten von Orten in Deutschland katholische Gemeinden angesiedelt! Wie konnte die Seelsorge aber doch nur so langsam den neu gewordenen Verhältnissen folgen! Wie klein waren die Mittel im Verhältnis zur Not? Und wer hat nach Möglichkeit geholfen in Berlin, in Nürnberg, in Frankfurt, in Dresden, in Leipzig und in hundert von kleineren Städten? Gewöhnlich der Bonifatiusverein. Und nun eine Gewissensfrage: Sind wir ihm auch praktisch dankbar? Ihm, dem großen Wohltäter der Diaspora. Sind denn nun endlich in den meisten Gemeinden Sammelstellen wenigstens des Bonifatiusvereins geschaffen? Eine kleine Anregung bei der nächsten Männervereinsitzung vielleicht nur! Und es wäre endlich geschehen. Der Anstoß an die Diözesanhauptstelle in Dresden ist schnell bewirkt. (Schriftführer derselben: Herr Lehrer B. Kläh, Dresden, Albertplatz 2.)

k Ein gerechtes und vernünftiges Wort! Sehr besonnen und ruhig bespricht Oberkonsistorialpräsident Dr. v. Bezzel in seiner Neujahrsvorlesung, die er in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ veröffentlichte, die letzten päpstlichen Erlasse, um die sich so viel unberufene Kritiker höchst überflüßigerweise gekümmert haben. Der unbefangene Standpunkt dieser hochgestellten evangelisch-kirchlichen Persönlichkeit sticht höchst wohltuend von den bekannten Hetz- und Brandartikeln ab, mit denen liberale Blätter jetzt ihre Spalten füllen. Dr. v. Bezzel führt in jenem Artikel aus:

„Es scheint mir eine viel zu wenig beachtete sittliche Pflicht evangelischerseits zu sein, in Betrachtung und Bewertung der Vorgänge im Katholizismus möglichst Zurückhaltung zu üben, den gemeinsamen christlichen Gedanken in ihnen anzuerkennen, das uns unmöglich Erscheinende — sei es, weil wir nicht so können, oder nicht wollen — einfach zuzugestehen, im übrigen aber nur da mit ernst warnender Kritik und mit Betonung unseres Sondergutes einzusetzen,

wo dieses bedroht oder angetastet wird. Es kann nicht ethisch gerechtfertigt werden, wenn wir interne Vorgänge der katholischen Kirche, wie sie die letzten päpstlichen Erlasse heraufführten . . . glossieren.“ Dr. v. Bezzel nennt den Erlass über die erste Kommunion, den Modernisteneid, das Zeitungsverbot und den Sillonismus. Dann fährt er fort: „Das sind Dinge . . . über die wir ja weniger zu Gericht sitzen sollten, je mehr wir für unsere Interna schweigende Anerkennung oder wenigstens Duldung erwarten und zu finden begehren. Was unsererseits als kirchlicher Gedanke, als Kirchenbrauch und Kirchenlehre zu Stand und Wesen je gekommen ist und kommt, wird, das muß zugestanden werden, katholischerseits meist richtig eingeschätzt.“

k Im Bonifatiusblatt, das in zwölf Nummern jährlich am 15. des Monats in Baderborn erscheint (im Deutschen Reich durch die Post bezogen für 75 Pf.), lesen wir:

„Wie viele Tausende zerstreut wohnende Katholiken sehnen sich schon lange nach einem eigenen Kirchlein oder einer katholischen Schule, in der ihre armen Kinder im katholischen Glauben unterrichtet und erzogen werden könnten! — Wie mancher Diasporageistliche hat am Neujahrstag wehmütig auf die zum Kirchenbau bereits gesammelte Summe gesehen! Wie gern finge er mit jugendlichem Wagemute an, in diesem Jahre seiner stets wachsenden Gemeinde ein geräumiges Gotteshaus zu bauen. Allein — die Summe langt noch nicht. Wird das Jahr 1911 ihm einen oder mehrere Wohltäter senden, die alle Schwierigkeiten des Kirchenbaues ihm heben. Hoffnung und Furcht kämpfen in seiner Seele. Die Hoffnung soll den Sieg erlangen, dafür bürgt die bekannte Opferwilligkeit der Katholiken und der Eifer, der in manchen Diözesen für den Bonifatiusverein aufs neue wachgerufen ist. (Daß dieser Eifer auch in unseren sächsischen Landen immer größer würde, ist der innigste Wunsch aller derer, die den Diasporagemeinden in Sachsen wirklich wohlwollen. Nur die möglichste Förderung und Unterstützung des Bonifatiusvereins gibt uns auch ein Anrecht, von ihm Hilfe zu erwarten und mit Vertrauen von ihm diese Hilfe zu erbitten.) — Mit dem seligen Prälaten und Professor Janssen rufen wir allen Mitgliedern des Bonifatiusvereins zu:

„Darum öffnet weit die Hände,
Denen Gott in Fülle lieh;
Eure fromme Gabenspende,
Sie entgeht euch jenseits nie.
Nichts ist klein; im Weltgetriebe
Hat das Kleinste Riesenmacht,
Spürt darum den Blick der Liebe,
Sparet, forget, schafft, wack!“

Soziales.

s Organisationsverhältnisse im Baugewerbe. Die Bauarbeiter gelten allgemein als eine der bestorganisierten Berufsgruppen. Dennoch fehlt auch hier noch sehr viel. Nach einer spezialisierten Darstellung der „Baugewerkschaft“ (Nr. 5, 1911) sind von den organisationsfähigen baugewerblichen Arbeitern erst 38,5 Prozent organisiert, nämlich 375 000, während 600 000 noch außerhalb der Organisation stehen. Unter letzteren sind 206 000 Maurer (organisiert 200 000) 280 000 Hilfsarbeiter (organisiert 100 000) 77 000 Zim-

Städchen, ergriff eines und schrieb Runen in den Sand. „Hell ist der Held wie Baldur, der Lichte,“ sagte sie endlich leise. „Und treu ist sein Sinn und stark sein Herz; ein Liebhaber der Götter!“ Sie ergriff die Stäbchen und barg sie sorgsam in ihrem Gewande.

„Nun tue, was dir gut dünkt, Bissula,“ fuhr sie fort. „Wilst du aber weissen Rat erfahren, so gehe zu meiner Schwester Sigrune auf dem Sonnenhofe; sie ist in der Winne erfahren und wird dir gut raten.“

„Wie?“ rief Bissula erstaunt. „zu Sigrune sendest du mich, und doch seid ihr euch feind, ihr Schwestern.“

„Nicht feind sind wir uns, Bissula — sondern wir meiden uns nur! Ich diene den hohen Göttern als Helmsmaid Botans — Sigrune aber wendet sich von ihnen ab und betet zu dem neuen Gotte, der von Rom zu uns kommt. Ich traue ihm nicht, weil ihn die Römer bringen, unsere Feinde! Darum meiden wir uns, wir Schwestern.“

„Du bist gut, Wala!“

„Na — ich will das Gute! Für mein Volk! Darum rate ich zum Kampf! . . . Aber auch Sigrune ist gut in ihrer Art — sie rät immer zum Frieden. Darum vertragen wir uns nicht. Aber grüß mir die Schwester, Bissula — und die Götter segnen deinen Weg!“

Bissula erhob sich und nahm Abschied von der Wala. Eilig, froh im Herzen, stieg sie den Hügel hinab, von Brumma gefolgt. Swawa stand auf dem Gipfel des Hügels und blickte lange der Scheidenden nach. Ihr Gesicht war traurig, zwei Tränen rannen ihr aus den Augen. Sie dachte der Zeit, da auch ihr die Winne erblüht war zu einem herrlichen Feld. Aber die Römer erschlugen ihn auf der Walfstatt. Seitdem haßte sie das Römervolk und rief unaufhörlich ihr Volk zu den Waffen gegen Rom.

Bissula gelangte an das Ufer des Sees. Auf einem breiten Bühl erhob sich der Sonnenhof, ein lichter, hoher Bau, in eine Mulde gebettet und geschützt vor Sturm und Wellengang. Hier wohnte Sigrune, Agnars Weib. Agnar hatte einst im Kampfe durch einen Schwerdstreich den einen Arm verloren — das machte ihn untauglich zu fernem Kampfe. Daher bebauete er die Felder am See und verwandelte die Bildnis in gefegnete, fruchtbare Felder, so daß sein Gut das schönste und blühendste am See war. Das Unglück hatte ihn milde gemacht, und er träumte nicht von Kampf wie seine Volksgenossen. Gleichwohl ward er hochgeschätzt im Rate des Volkes; er war klug und wohlverfahren und hatte Welt und Menschen gesehen. Oft schon war er als Gesandter und Vermittler in Rom gewesen, und ohne zu schwanken, trat er für die Rechte seines Volkes ein. Auch die Römer schätzten ihn und kannten seine Rechlichkeit, Unbestechlichkeit und Treue. Und ob sie auch im Lande Verwüstung anrichteten oder den Feuerbrand in Haus und Halle schleuderten, der Sonnenhof war von ihnen nie belästigt worden.

Bissula schritt durch den großen Garten, der sich vom Hause an gegen den See hinzog. Er war sorgsam gepflanzt und verriet den Verkehr mit den Römern. Allerlei Blumen blühten da, die es sonst im deutschen Lande nicht gab, zu denen der Hausherr den Samen aus Brigantium oder aus Rom selber mitgebracht hatte.

Ein hoher Laubgang zog sich quer durch die ganze Vorderseite des Gartens, und an hohen Spalieren rankten sich lustig die Reben empor, mit dichtem Blättergewirr, zwischen denen dunkelblaue Trauen reiften.

Als Bissula den Laubgang betrat, blieb sie plötzlich lauschend stehen. Kinderstimmen klangen ihr entgegen, die irgend einen Reim oder Spruch aufgaben. Aber was sie hörte, war so ungewohnt, daß sie den Atem anhielt und lauschte.

„Fater unser . . . tu pist in himile . . . wihi namen dinan . . . ohuem: rihhi din . . . werde willo din so in himile . . . sofa in erdu proth unser emezhie kip uns hintu . . . oblag uns sculdil unseero . . . so wir oblagem uns sculdikem enti ni . . . unsh firleitil in thorunka . . . uz erlosi uns ih sona ubile. Amen. (Das Vaterunser in schwäbischer Sprache! Diese Rune stammt zwar aus dem achten Jahrhundert; aber der freundliche Leser wird diese charakteristische Lizenz dem Autor gewiß verzeihen.)

Bissula wußte nicht, was das war. Sie schritt weiter. Da klang es ihr entgegen:

„Kilaubu in kot fater, almatikum kiscat himiles enti erda . . . enti in Ithetum Christ, sum finan ainacum unseeran truhin . . .“

Nun klang Brummas lautes Brummen, und die Stimmen verstummten jäh. Bissula sah in der Laube zwei Kinder stehen; einen Knaben und ein Mädchen, die Augen zum Himmel erhoben, die Hände gefaltet. Und bei ihnen war eine Frau von schlanker Gestalt, leicht zur Fülle geneigt, mit edlem Antlitz und ruhigen, fast sanften Augen.

„Sigrune!“ rief Bissula. „Was tut ihr?“

Sigrune machte ein paar Schritte und blieb dann lächelnd stehen. „Wir beten zum großen Himmelsherrn,“ sagte sie einfach.

Die beiden Kinder aber sprangen auf Bissula zu, hingen sich ihr an die Kleider und begrüßten stürmisch den lieben Gast. Sie herzte die Kinder und gab ihnen die Rüsse, die sie im Walde gepflückt hatte. Die Kleinen setzten sich damit in die Halle und zerschlugen jauchzend die harten Schalen.

Inzwischen begrüßten sich Sigrune und Bissula herzlich und nahmen in dem Laubgang auf der Steinbank Platz. „Was sprichst du da für seltsame Runen?“ fragte Bissula zuerst. „Die Wala hat mir gesagt, du dienst fremden Göttern — ist das wahr? . . . Uebrigens: Swawa sendet dir Heil und Gruß!“

„Ich danke, Bissula, liebe Botin! . . . Du fragst, ob ich fremden Göttern diene? Ich weiß es nicht. Gibt es denn Götter, Bissula? . . . Hast du je Wotan oder Ziu, oder Thor oder Freya gesehen? . . . Nein, auch du sahst sie nicht. Keiner sah sie. Und sie sind so grausam, die Götter der Namannen! Sie wollen nur Kampf und Blut und Waffenlärm — wir aber, ich und mein Gatte — wir lieben die Ruhe, den Frieden! Das haben wir bei den Göttern nie gefunden, darum sind wir irre geworden an ihnen!“

„Sigrune!“ rief Bissula erschrocken. „Du freuest. Die Ewig-Waltenden werden zürnen, dich zerschmettern!“

Sigrune lächelte. „Ich fürchte sie nicht, Bissula. Ein mächtiger Schutzherr wohnt über unserer Halle — er wird uns kein Leid geschehen lassen — der hohe Himmelsherr Jesus Christus.“